

Blick hinter die Bilder

Beobachtungen bei der Internationalen Dokfilm-Woche in Leipzig

Dorothea Schmitt-Hollstein

Slogans sind selten präzise. „Sehen was wirklich los ist“ – das klingt nach „Action“. Damit konnte die Leipziger Dokfilm-Woche nicht dienen. Aber wenn damit der kritische Blick hinter die Bilder gemeint war, dann hat das 43. Internationalen Festival für Dokumentar- und Animationsfilm seinen hohen Anspruch eingelöst. In DDR-Zeiten galt es als renommiertes Forum für politische Filme aus den Bruderländern des Ostblocks und der Dritten Welt wie für westliche Außenseiter. Von Zensur und starren Vorgaben hat es sich längst gelöst und geöffnet. Mit dem Symbol der weißen Taube fühlt sich Leipzig jedoch nach wie vor den Film-Arbeitern für Frieden und Versöhnung verpflichtet.

Wer in den sechs Festivaltagen keinen der 20 Dokumentarfilme des Wettbewerbs versäumen wollte, hatte kaum eine Chance, mehr als einen Bruchteil der zweiten „Schöne“ Animationsfilm mitzubekommen, von ne „Anmatationsfilm mitzubekommen, von

den Sonderreihen und der Retrospektive JÜRGEN BÖTTCHER ganz zu schweigen. Das Termingedränge – Blind aller Festivals – will der Leipziger Direktor FRED GEHLER dank des dann möglichen besseren Platzangebots im nächsten Jahr entzerren.

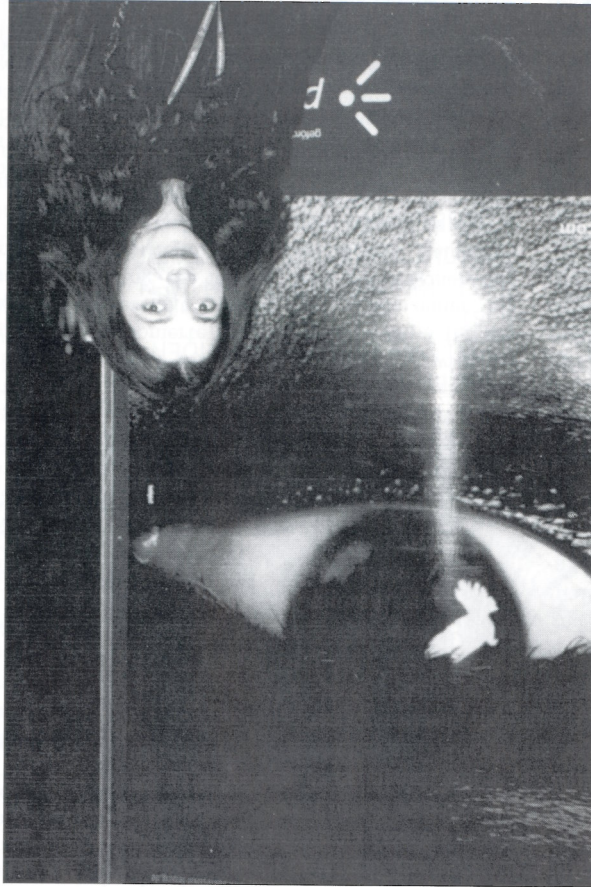
GEHLERS Sorge, der kreative Kurze Dokumentarfilm (bis 45 Min.) sterbe eines „langsamen Todes“, wurde von der Festivaljury geteilt. Angesichts des kargen Angebots in dieser Kategorie vergab sie nur eine Silberne Taube und zwar an den russischen Film *Haltpunkt*. Sein Schöpfer SERGEJ LOZNICA beobachtet eine halbe Stunde quälend lang die Schlafenden im Wartesaal einer kleinen Bahnstation, eine pure Bilderreihung, so starr wie eine Diaserie, die Kritiker als „allegorische Weitsicht“ feierten. Da hatte ein ähnlich absichtslos anmutender Blick aus dem Fenster auf wartende Frauen an einer schnellverwehten Bushaltestelle zum Mindest noch die Kürze von neun Minuten und den Reiz des ästhetisch Schönen für sich (*Die weiße Station* von SERI FOLLAH SAMADIAN, Iran).

Regie-Debütanten beginnen häufig mit Dokumentarnahmen (und wagen sich erst später an Spielfilme). So probierte die Chinesin LIAN XI YANG, Schauspielerin und Soldatin der

Volksbefreiungsarmee, ihre neue Digitalkamera aus, als sie die Grotze entdeckte, die auf mitgebrachten Klappstühlen in ihrem Wohnviertel in der Sonne saßen und schwatzten. Mit einigen freunde sie sich an, besuchte sie auch zu Hause und war fortan als stille Beobachterin mit ihrem kolonialen Spielzeug geduldet. Ihr langer, mit dem Hauptpreis bedachter Dokumentarfilm *Lao Tou (Die Alien)* ist mitunter unbeholfen in Kameraführung und Schnitt, aber dennoch mehr als laienhaftes Abbild. Er enthält eine durchaus auch für andere Länder geltende Situation, in der Ruhestandler, als Schwede LARS LENNART FORSBERG mit dem Film *Meine Mutter hatte vierzehn Kinder* den zwiespältigen Persönlichkeiten seiner Eltern ein spätes „Grabmal“ (Silberne Taube). Auch dazu präsentierete Leipzig ein völlig missratenes Gegenstück: *Meine amerikanische Familie* von Robert Bozzi (Frankreich) verliert sich in optischer Belanglosigkeit und Geschwätz.

Den Mythos eines berühmten Regisseurs entzaubert der Niederländer RAMON GIELING in *Die Gefangenen des Luis Buntel*, indem er, nicht ohne Respekt vor der künstlerischen Leistung, den Bildfälschungen von *Las Hurdes (Erde ohne Brot)* in dem spanischen Dorf *Allein mit dem Krieg*) als „simple cri du coeur“ versteht, in ihren Interviews – unter anderem mit einem Scharfschützen – offen, wie verdrängte Schuld Menschen zerstört und den Weg zum Frieden verschüttet (Preis der Ökumenischen Jury).

Genau diese Qualitäten fehlten dem deutschen Beitrag *Drecksresser*. Die fast gleichal-



Danielle Arbid, Regisseurin

FOTO SCHMITT-HOLLSTEIN

rige Nigerianerin BRANWEN OKPAKO schaffte es in ihrem durchaus bemerkenswerten Beitrag, in der Kunst und im Familienleben war ein beherrschendes Thema der Leipziger Dokfilm-Woche. Anhand alter Familienfotos etwa lassen sich längst vergessene Lebensstragödien rekonstruieren. So setzte der Schwede LARS LENNART FORSBERG mit dem Film *Meine Mutter hatte vierzehn Kinder* den zwiespältigen Persönlichkeiten seiner Eltern ein spätes „Grabmal“ (Silberne Taube). Auch dazu präsentierete Leipzig ein völlig missratenes Gegenstück: *Meine amerikanische Familie* von Robert Bozzi (Frankreich) verliert sich in optischer Belanglosigkeit und Geschwätz.

Den Mythos eines berühmten Regisseurs entzaubert der Niederländer RAMON GIELING in *Die Gefangenen des Luis Buntel*, indem er, nicht ohne Respekt vor der künstlerischen Leistung, den Bildfälschungen von *Las Hurdes (Erde ohne Brot)* in dem spanischen Dorf *Allein mit dem Krieg*) als „simple cri du coeur“ versteht, in ihren Interviews – unter anderem mit einem Scharfschützen – offen, wie verdrängte Schuld Menschen zerstört und den Weg zum Frieden verschüttet (Preis der Ökumenischen Jury).

Genau diese Qualitäten fehlten dem deutschen Beitrag *Drecksresser*. Die fast gleichal-

Gerade in der Gegenüberstellung von gelegentlichen und misslungenen Dokumentarfilmen erwies sich Leipzig als kritisches Forum. Genauer Hinsehen und Diskussion sind aber wichtiger denn je, öffnet doch die immer mehr perfektioniertere digitale Nachbearbeitung Geschichtsfälschern Tür und Tor. Wie in einer Antwort darauf war in einer Sondervorführung *Das Himmeler-Projekt* zu sehen. Indem ROMUARD KARMAKAR (*Der Totmacher, Warheads*) die berühmte Rede des Reichsführers der SS „von einem Schauspieler emotionslos vorgetragen lässt und auf alles dokumentarische Beiwerk verzichtet, öffnet er in der Beschränkung auf das Wort die Augen. Auch dieser konsequente Protest gegen die Reizüberflutung, der das Medium Dokumentarfilm nur noch als Transportsmittel benutzt und die Leinwand zur Bühne macht, ist ein Blick hinter die Bilder.

Dr. Dorothea Schmitt-Hollstein, geb. 1936, ist freie Journalistin, lebt in Karlsruhe und war Mitglied der Ökumenischen Jury in Leipzig.